Das Wunder von Weiden - Deutschlands einzige Gemeinde-Rabbinerin: **Power unter der Kippa**

Nirgendwo auf der Welt wachsen jüdische Gemeinden schneller als in der Bundesrepublik – Zahl seit 1990 vervierfacht

Ihre Synagogen und Bücher brannten, ihren Geist konnte niemand verbrennen: 60 Jahre nach der Shoa erlebt Deutschland nach Israel und den USA die größte Einwanderung von Juden weltweit. Ihre Zahl hat sich seit 1990 vervierfacht. Nirgendwo wachsen jüdische Gemeinden schneller als in der Bundesrepublik. Vielerorts keimt wieder jüdisches Leben auf: In Theatern und Kindergärten und Schulen und Sportvereinen – in Synagogen. Mittendrin: Gesa Ederberg, 36, eine ungewöhnliche Power-Frau mit einem ungewöhnlichen Beruf: Die Tübinger Lehrertochter ist Deutschlands einzige Rabbinerin mit Gemeinde.

Stadtlärm weht durch das halb geöffnete Fenster, Wolkenlücken durchsieben die Mittagssonne. Ihre Strahlen tanzen als blonde Flocken durch den fast schmucklosen Betraum, übergolden Leuchter und Leseputz, legen sich auf das glatte Gesicht einer jungen Frau im Gestühl. Ihre dunkelblonden Locken unter der bunten Kippa glänzen. Nein, nein, die Erleuchtung habe sie nicht ereilt, wehrt Gesa Ederberg lächelnd ab.

Sie blickt über ihre Brille, zieht die Augenbrauen hoch: „Das Wort ist mir ein bisschen zu groß“. Sie erhebt sich und verschließt das Fenster mit einem Sicherheitsschlüssel. Ihr knöchellanger, geblümter Seidenrock tanzt beim Gehen über ihren schwarzen Sandalen. „Es war auch keine Berufung. Es zog mich da irgendwie hin“, sagt sie in die Stille der menschenleeren Synagoge.

Ein hellblauer Sternenhimmel mit den Symbolen der Stämme Israels wölbt sich über dem rechteckigen Betraum. In einer Ecke brennt das Ewige Licht. Marmor-Imitate, gemalte Blumenornamente, Säulen und orientalisch-biblische Szenen zieren die Wände. Palmen wiegen sich im Wüstenwind, schmiegen sich an uralte Tempelanlagen. Zwei Gedenktafeln erzählen von erlittenen Verbrechen und gelebter Hoffnung. Gesa Ederberg entschlüsselt die hebräische Inschrift: „Zum ewigen Gedenken an unsere Eltern, Kinder, Brüder und Schwestern, die sechs Millionen, die als Märtyrer gestorben sind...“

Die Rabbinerin wirft sich den weißen Tallit über die Schultern. Ein Priestergewand besitzt sie nicht, nur diesen seidenen Gebetschal mit den

blauen Querstreifen, der ihre olivgrüne Strickjacke verdeckt. Zum Sabbat schlüpft sie ins schwarze Kostüm. „Dann hat die Gemeinde das Gefühl, vor ihnen steht jemand mit der entsprechenden Autorität.“ Hosen sind ihr zu provokant. Aber sie kennt auch Kolleginnen, die im Sommer in Shorts vorbeten. Sie lacht: „Ich hab’ schon Spaghetti-Träger gesehen.“

Die Synagoge in der ostbayerischen 48.000-Einwohner-Stadt Weiden ist das sichtbare Zeichen eines Wunders: Vor 15 Jahren fanden sich in Gesa Ederbergs Gemeinde nur noch 26 Mitglieder zu den hohen Feiertagen zusammen. Jetzt lauschen wieder 350 Menschen den Worten Moses - und monatlich kommen neue Einwanderer hinzu. Ein demographischer Aufschwung, der längst die ganze Bundesrepublik erfasst hat: Mehr als 104.000 Kinder Israels leben wieder in Deutschland. Sie bilden mittlerweile die drittstärkste jüdische Gemeinschaft Europas nach Frankreich und England.

Ausgelöscht für alle Zeit schien nach 1945 das jüdische Leben in Deutschland. In Großstädten wie Köln, München, Kiel oder Rostock kamen nach der Befreiung keine hundert Überlebenden aus ihren Verstecken. Heute sind viele Orte wieder auf die jüdische Landkarte zurückgekehrt – Osnabrück, Oldenburg, Bremen, Delmenhorst, Hildesheim, Lübeck, Köln, Wuppertal und Stuttgart etwa, auch Chemnitz, Potsdam, Rostock, Erfurt, Dresden und viele weitere Städte.

Weiden ist überall. Wenn freitagabends der Sabbat beginnt, tröpfeln die Menschen vor den Gottesdiensten in die Büros der Gemeinden. Erst die Alten, Frauen mit Kopftüchern, Männer in dunklen Jacken, dann die Jungen in Jeans und Sweatshirts. Papiere werden diskutiert, Anträge für die Sozialhilfe, Einbürgerungsformulare ausgefüllt. Gesa Ederberg sammelt zerbrochene Illusionen, hilft bei der Arbeits- und Wohnungssuche, berät bei Ehe- und Erziehungsproblemen.

95 Prozent der jüdischen Zuwanderer in der Bundesrepublik haben osteuropäische Wurzeln, kaum einer spricht Deutsch. Die meisten leben von Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld II. Fast alle wuchsen im atheistischen Umfeld totalitärer Systeme auf, kaum einer von ihnen ist aus religiösen Gründen eingewandert. „Sie haben das Jüdische versteckt, auch vor ihren Kindern“, sagt Gesa Ederberg.

In den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts betreute nur eine Handvoll Rabbiner die zunehmend überalterten Gemeinden. Sie beteten aus zerknitterten Gebetbüchern der Nachkriegszeit, die amerikanische Juden gespendet hatten. Derzeit lehren wieder 30 Gemeinderabbiner in Deutschland. Sie sind völlig überlastet. „Ich allein bin schon über drei

Prozent“, pflegt Gesa Ederberg gelegentlich zu scherzen. Zentralrat-Präsident Paul Spiegel musste sich an den Anblick einer Frau vor der Heiligen Thora erst einmal gewöhnen: „Das Bild, das er vom Judentum hat, ist orthodox.“

Die religiöse, kulturelle und soziale Integration der Neuankömmlinge treibt Gesa Ederberg um. Eine rabbinische Aufgabe, die sie nicht nur als „Religionsverwalterin“, sondern zuallererst als Lehrende fordert: Die meisten Auswanderer haben ein hohes Bildungsniveau, über 70 Prozent einen Universitätsabschluss. In Russland waren sie Ingenieure, Lehrer, Ärzte und Künstler. Hier müssen sie noch mal ganz von vorne anfangen, Hebräisch und Deutsch lernen, Grammatik büffeln.

Der Religionsunterricht beginnt. Helle Stimmen nehmen am frühen Nachmittag von der Gemeinde Besitz. Die Jungens setzen sich die Kippas auf den Kopf, produzieren sich vor den Mädchen. Es wird viel gelacht. Die Kinder kichern, albern herum. „Schön ist es hier“, sagt Daniel, 12, aus Petersburg. Er spielt mit seinem Handy. Lilia, 10, aus der Ukraine findet „das Teil cool“. Auch Alex, 14, versucht in Deutschland, die Kiewer Armut zu vergessen. Er bemüht sich, nichts Falsches zu sagen, gibt sich scheu und wortkarg: „Woher kennst du meinen Namen?“ Alle sprechen schon Deutsch, aber zuhause nur Russisch. Immer wieder lobt Gesa Ederberg die Kinder. Zum Schluß singen sie im Chor „Shalom! Shalom! Frieden! Frieden!“ Draußen vor der Tür wacht ein Streifenwagen.

Gesa Ederberg bekleidet ein heikles Amt: Zur neuen Identität kam die Alarmanlage, leider notwendig für jede jüdische Gemeinde im Land, auch in Weiden. Mehrmals war die Synagoge schon das Ziel von Anschlägen. „Da hat sich massiv was verändert.“ Gebetet wird an den Feiertagen unter Polizeischutz. Mit Sorge spürt die junge Rabbinerin, wie auch sie selbst immer häufiger in der Öffentlichkeit bei jüdischen Themen „etwas leiser“ wird: „Man will nicht so sichtbar sein.“

Die Synagoge fällt auch nicht gerade ins Auge. Sie versteckt sich hinter Überwachungskameras in der Stadtmitte. Ein unscheinbares Reihenhaus aus den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts mit Gebetsraum, Mikwe (Ritualbad) und mehreren Unterrichtsräumen. In der eigenen Küche können Gäste dem Judentum auf eine koschere Gemüsetasche nahe kommen.

Koschere Gerichte dominieren auch den Speiseplan von Deutschlands einziger Gemeinde-Rabbinerin. Bei ihr kommen nur Wiederkäuer mit gespaltenen Hufen, Geflügel sowie Tiere mit Flossen und Schuppen auf den Tisch. „Unsere Vorschriften sind noch strenger als die muslimischen.“ Niemals würde sie milchige und fleischige Gerichte zusammen zubereiten

oder essen: „Du sollst nicht kochen das Böcklein in der Milch seiner Mutter.“

Nicht selten gelüftet es Gesa Ederberg nach Deftigerem. Schwäbische Maultaschen? Da schmilzt sie dahin. Die schwäbische Kindheit am Neckar schlägt immer noch durch: „Gesa“ ist die Verkleinerung von „Gisela“. Auf diesen Namen wurde die heutige Rabbinerin im Juni 1968 in der Stiftskirche zu Tübingen evangelisch getauft: Gisela Bruns, Tochter eines Volkswirts und einer Studienrätin, aufgewachsen mit drei Geschwistern in einem protestantischen Elternhaus, „total deutsch“. Ihren jüdischen Nachnamen empfängt sie erst, nachdem sie im knallroten Hochzeitskleid mit ihrem jüdischen Bräutigam die Ringe getauscht hat. „Einen Nichtjuden hätte ich nicht geheiratet.“

Das Spirituelle hat sie nicht sofort aufgesogen. Statt mit Begeisterung in den Kibbuz zu gehen oder am „Aktion Sühnezeichen“ mitzuwirken, studiert sie zunächst Physik, erst dann Theologie, schließlich Judaistik in Tübingen. Später unternimmt sie Reisen nach Israel. „Es war eine langsam wachsende Liebe, ein komplizierter Prozess.“ Für vier Jahre geht die Deutsche ans konservative Schechter-Institut in Jerusalem. „Ressentiments habe ich dort nie erlebt.“ Sie taucht in die komplexe Welt des Hebräischen und Aramäischen ein, studiert rabbinische Gesetzestexte. 2002 erhält Gesa Ederberg ihre Ordination (Smicha) zur Rabbinerin. Das krempelt ihr ganzes Leben um.

Ihr Freundeskreis verschiebt sich, er färbt sich „tendenziell jüdisch“. Sie wird Mutter. Der Alltag nimmt einen anderen Rhythmus. Ehemann Nils organisiert die beiden Haushalte, die kleine Fluchtburg in Weiden und den größeren Stützpunkt in Berlin. Die Zwillinge David und Judith, 6, warten auf hebräische Gute-Nacht-Lieder und spannende Einschlaf-Geschichten. Nach Harry Potter hat gerade Astrid Lindgren die Vorlesestunde erobert. Gesa Ederberg akzeptiert, dass sie das Hebräisch ihrer Kinder nicht auf Muttersprache-Niveau heben kann. „Dazu müssten wir in Israel leben.“

Es zehrt schon an den Kräften, Rabbinerin in Weiden und gleichzeitig an der Spree Geschäftsführerin von „Masorti e.V.“ zu sein. Der Verein fördert die jüdische Bildung in den Kult-Gemeinden. Mit Mann und Kindern muss Gesa Ederberg deshalb zwischen Berlin und der wachsenden Synagogengemeinde hin- und herpendeln. Nicht selten fällt sie erst nachts todmüde ins Bett. Dennoch liebt sie den anstrengenden Kulturwechsel – die Weltstadt mit ihrem vielfältigen jüdischen Leben ebenso wie die kleine Synagogengemeinde in der überschaubaren Provinz: „In Berlin können meine Kinder jüdisches Leben erleben. In Weiden entsteht so viel

Neues.“

Behutsam öffnet die Rabbinerin die Heilige Lade, die ein blauer Samtvorhang verhüllt. Auf dem schweren Tuch glänzen goldene Stickereien - ein Löwe, eine Krone und David-Sterne. Der Zedernholz-Schrein birgt den größten Schatz ihrer Gemeinde: die Thora-Rollen des „Ewigen“ und „Unaussprechlichen“ mit den fünf Bücher Moses, 304.805 hebräische Schriftzeichen endgültiges Gesetz.

Weil das Fotografieren während des Gottesdienstes untersagt ist, demonstriert Gesa Ederberg die Zeremonie, wie die „Königin im Judentum“ an Feiertagen zum Leben erwacht. Gekleidet in einen Samtmantel, wandert die heilige Gesetzesrolle in einer Art Prozession zur Rezitation – bis sie aufgerollt auf der „Bima“ liegt. Auf dem Lesepult wird sie ihres kostbaren silbernen Schildes und ihres Mantels entkleidet. Die Rabbinerin zieht die Rollstäbe auseinander. Da es strengstens verboten ist, die Heilige Schrift mit der Hand zu berühren, fährt sie mit der „Jad“ über die hebräischen Buchstaben. Der kleine, silberne Stab, der in einer winzigen metallenen Hand endet, tanzt über das koschere Pergament, während Gesa Ederberg „Ein Lied der tüchtigen Hausfrau“ kantilliert.

Nach der Lesung wird die Thora hochgehalten. Dabei fällt das Heiligtum nicht nur philosophisch ins Gewicht. Die Rolle wiege in etwa so viel wie ihre Kinder, schätzt Gesa Ederberg. „Mindestens zehn bis 15 Kilo.“ Auf Technik und Geschick komme es beim Tragen an, weniger auf Kraft: „Meistens guck´ ich mir den stärksten Mann aus.“

Thomas Olivier

© Olivier 2005